

"Volksfreunde"

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Innere des Kirchleins ist heute ziemlich schmutzlos. Vieles Interesse beanspruchen jedoch die wertvollen Wappenscheiben. Ein Heraldiker schreibt hierüber: Im hintern Fenster der Südseite der Kirche bemerken wir eine unscheinbare Allianzscheibe des Franz Ludwig von Erlach und der Salome Steiger von 1608. Das Chor enthält den mit dem Bubenbergwappen verzierten spätgotischen Taufstein und drei wertvolle Glasgemälde. Die Seitenfenster enthalten zwei vorzügliche Wappenscheiben des Söldnerführers Ludwig von Erlach (1470—1522). Sein Wappen ist begleitet von dem seiner Gattin, Barbara Schmied von Uri. Als Schildhalter figurieren links St. Jakob und rechts St. Beatus. Im Mittelfenster ist dann die berühmte, kulturhistorisch wichtige Miniaturscheibe des Mathys Walthers von 1563 eingelassen, die in acht figurenreichen Abteilungen das Unser-Vater mit seinen Witten darstellt — unter den vielen über das Gebet des Herrn gehaltenen Predigten sicherlich nicht eine der geringsten.

Seit 1761 ist die Pfarrei von Einigen aufgehoben und der Kirchengemeinde Spiez einverleibt, deren Pfarrer hier alle 14 Tage Fiskalgottesdienst hält. Das milde geklühte Dörflein Einigen, das bis vor kurzem ein stilles, auf alter Größe oder Kleinheit beharrendes Träumerdasein fristete, hat nun in den letzten Jahren einigen Aufschwung in seiner baulichen Entwicklung genommen. Am Seeufer gegen Spiez zu hat sich vor drei Jahren auch ein begüterter Berner mit einer Villa und einem Schiffhaus angebaut, und nicht weit von dieser Niederlassung steht als ein „anderer Zeuge einer vergangenen Zeit“ das alte Tramhäuschen vom Bubenbergplatz in Bern, das hieher transportiert und als Sommerhaus aufgerichtet und umgebaut wurde. Einigen ist mit dem Anschluß an den Eisenbahnverkehr durch seine Haltestelle an der Lötschbergbahn aus seiner Ruhe etwas aufgerüttelt worden, und daß seinem vordem retardierenden Ortsleben eine andere Stunde schlägt, verkünden die Baggerfrane und Silos der neuen „Rander-Ries- und Sand-Industrie“ am nahen Randerdelta. Seeaufwärts gegen Spiez hat es eine weitere verdienstbringende Nachbarschaft, das große Randerwerk.

Wer den lohnenden Spaziergang von Einigen nach Spiez unternimmt, erblickt im sogenannten Ghei ein seltsames Steinhaus, das „Heidenhaus“, wo nach der Ueberlieferung ein Bruderhaus bestanden haben soll, dessen Insassen für die armen Seelen, die im nahen Söllnhaus ihr Wesen trieben, beten sollten.

E. F. B.

(Kliffhees aus Hartmann „Berner Oberland in Sage und Geschichte“.)

„Volksfreunde“.

Beinahe hätten wir in Bern eine Theaterensnation erlebt. Eduard Behrens Schauspiel „Volksfreunde“ hätte eines werden können, wenn ihm nicht das gemeine Pech widerfahren wäre, daß seine Uraufführung an den Schluß einer Spielsaison gesetzt wurde und daß die Neuaufführung am Anfang der neuen Saison in eine Zeit fiel, da weltumstürzende Ereignisse die Interessen des intellektuellen Publikums völlig absorbierten. Gewiß, wenn es normal zugegangen wäre, müßte dem Berner Theaterpublikum die Tatsache aufgefallen sein, daß einem Schweizer Schriftsteller, zumal einem Berner, der Sprung auf die große Bühne so wohl gelungen ist. Der Verwunderung müßte es lauter, als es geschehen ist, darüber Ausdruck geben, daß ein Sohn der Berge sich so sicher bewegt in der Welt der Großstadt, der Hochfinanz, der kapitalistischen Korruption. „Woher kommt diesem solche Weisheit?“ hätte es erstaunt fragen müssen.

Nun, die Frage wirklich stellen und sie beantworten, ist Pflicht dem Landsmann gegenüber. Behrens ist ein Berner; genauer: ein Bieler, und das sagt bekanntlich mehr. Der Fall Behrens erklärt sich aus der kosmopolitischen

Sehnsucht der Bieler. Er präzipitiert sich wie folgt: „Geboren 1884 in Biel, Gymnasium in Bern, dann einige verunglückte Semester in Bern, Lausanne und Basel, dann bis zum Kriegsausbruch als freier Journalist abwechselnd in London, Paris, Rom, Sizilien, Konstantinopel, Kleinasien und Berlin.“

Diese biographischen Stichwörter mögen berechnigte Neugier befriedigen. Bleibt die Merkwürdigkeit und Seltenheit übrig, daß ein Schweizer ein soziales Drama dichtet und zwar eines, das das Problem im Zentrum, nicht bloß an der Peripherie anpaßt.

In der Tat ist das unheilvolle Zusammenwirken von Hochfinanz und Presse das Krebsübel unserer Gegenwartskultur. Wir wissen das aus diesen Kriegszeiten. Wir wissen, daß Krupp (nicht Klipp!) für einen kriegsheberischen Artikel im „Figaro“, der die deutsche Rüstung fördern sollte, Hunderttausende zahlte, daß Krupp und Konforten (um nur das eine Beispiel zu nennen, die andern mögen sich auf der Gegenseite finden) ganze Zeitungsunternehmen aufkauft, um sie der Rüstungsindustrie dienstbar zu machen, daß die Regierungen der kriegsführenden Mächte Millionen Unterstützungsgelder für die einheimische, neutrale und — feindliche Presse fließen lassen. Wir wissen aus der täglichen Beobachtung, daß Gesinnung, öffentliche Wohltätigkeit, Politik zur Geschäftsangelegenheit gemacht werden. Behrens sagt uns nichts Neues, wenn er schildert, wie das industrielle Unternehmertum das Volk verproletariert, den Bauer von der Scholle und in die Fabrik treibt und ihm die Heimatwurzel abgräbt. Einverstanden sind wir mit seiner These: Volk — die natürlich gegliederte Gemeinschaft freier, sich selbst verantwortlicher Menschen. Böbel — die uniforme, allen Schlagworten und Demagogen preisgegebene Masse und Fabrik- und Großstadtsklaven. Der kapitalistische Staat, der diese negative Entwicklung unterstützt, — ein Volksfeind. Darum: Zurück zur Scholle, zur organischen Gliederung des Volkes!

Behrens Tat liegt nicht darin, daß er diese Dinge sagt; das liest man heute in hundert Zeitungsartikeln und Duzenden von Büchern. Nein, seine Tat besteht darin, daß er diese Wahrheiten künstlerisch gestaltet, daß er die Welt, in der König Mammon das Szepter schwingt, vor uns lebendig erstehen läßt. Sie ist Leben geworden in seinem Geh. Kommerzienrat Klipp, in Verlagsdirektor Dr. Boll, in dem Warenhausdirektor Goldstein, dem Redaktor Flach, dem Pastor Dietmann, dem Literaten Bilz usw. Aber auch in ihren Gegenspielern in den Redaktoren Dieter und Burger, im Seher Wepf und dem Bauern Jost.

Mit kraftvoller Sicherheit zeichnet Behrens die Charaktere: Klipp ist der Finanzmann in Reinkultur: kühl bis ans Herz hinan, rücksichtslos, gewalttätig, strupellos durch und durch. Er sitzt in seinem eleganten Kontor wie eine Spinne in ihrem Netz: die personifizierte Macht- und Geldgier. In seiner Hand laufen alle Fäden der Gesellschaft und des Staates zusammen — das Telephon, das alle zwei Minuten anläutet, spielt im Stüd geradezu eine symbolisierende Rolle. Er leitet die Geschichte von Unzähligen, ja eines ganzen Volkes mit souveränem Zynismus. Er hält alles in der Hand: die Regierung, die Kirche, die Politik und namentlich die Presse. Und hier nun setzt Behrens die Sonde unerbittlich an; das ganze soziale Krebsgeschwür des kapitalistischen Inzeraten- und Bestechungsunwesens, das auch vor der sozialistischen Presse nicht Halt macht, wird schonungslos an den Tag gefehrt. Behrens läßt uns da einen ausgiebigen Blick hinter die Kulissen tun. Wir sehen in das Verlagsbureau einer großen Tageszeitung mit seinem Kommen und Gehen, seinen Intrigen und Machinationen. Hier sitzt Dr. Boll, der Verlagsdirektor des „Volksfreund“, der Urtyp des erfolgreichen Verlegers und Geschäftsmannes, der charakter- und gesinnungslose Anecht des Geldes, der sich ungeniert zu jener Doppelmoral bekennt, der die private

und öffentliche Meinung streng trennt, damit ja das Geschäft nicht durch die Moral gehemmt werde.

Behrens typisiert genial. Raum ein wesentlicher Zug ist ihm entgangen. Was spielt nicht alles hier in diese Räume hinein! Das ganze Räderwerk des sozialen Getriebes hören wir von der Straße herein trönen. Im Bauer Jost, mit dessen Not die Gefinnungslumpen des „Volksfreundes“ ihr schlechtes, verlogenes Spiel treiben, tritt das durch den Industrialismus entwurzelte und geschändete Bauerntum auf die Bühne; im Seher Wepf die vom kapitalistischen und politischen Ausbeutertum zur Verzweiflung und in die Anarchie getriebene Arbeiterchaft; in den Redaktoren Burger, Dieter und Knuchel und Flach schreit der in der Geldmühle zermalmte Intellektualismus auf. Mit unzähligen Einzeltönen von der einfachen Schmiergeldermethode bis zum raffinierten Biskuitschmuggel in Bibelverpackung wird auf der andern Seite das brutale Machiststreben der Hochfinanz belegt.

Behrens hat leider hier ein künstlerisches Zwiel ge=

zienrat Klipp — in der Ausgestaltung, wie sie uns von den Herren Hoffmann=Brud und Weiß vom Berner Stadttheater geboten wurden — sind runde, aus einem Guß entstandene Typen; sie waren uns ein richtiges Erlebnis. Aber sie sind zu interessant, um menschlich zu wirken. In dem rein sachlichen Interesse ging das Mitgefühl für die tragischen Figuren des Stückes verloren. Darum kam der dritte Akt nicht zur verdienten Wirkung. Der Verfasser hatte seine beste Kraft im Intellektuellen ausgegeben und fand sie nicht mehr zur Vertiefung des Seelischen.

Es ist schade um das Stück als Kunstwerk. Was bleibt, ist immerhin eine hochachtenswerte Bühnenleistung. Wir schätzen sie höher ein als Duzende jener die Bauch- und Herzmuskel kitzelnden Lach- und Rührstücke aus den bekannten Berliner Fabriken; wir hoffen und wünschen darum, daß die „Volksfreunde“ dem Repertoire unseres Theaters recht lange erhalten bleiben und daß sie in recht manches andere Eingang finden werden.

H. B.

Armut und Ueberfluß.

Ich sitz' vor'm Spiegel im Coiffeurstübchen,
Der Meister pflegt meine dreizehn Haar,
Nebendran da schert einem Bübchen
Der Lehrling die üppige Lockenschar.

Während der Meister würdig und bieder
Mit Essenz meine Platte bestaubt,
Wirbeln golden die Flocken hernieder
Von dem kleinen Verschwenderhaupt.

Dominik Müller („Silhouetten II.“)

Krieg und Frieden.

Bericht vom 10.—17. Oktober.

Die Antwort von Deutschland wurde am letzten Sonntag bekanntgegeben. Am Mittwoch, den 16. Oktober, wußte man auch schon Wilsons Rückantwort. Es waltet ein Unstern über den Verhandlungen: Die Welt mißtraut Deutschland, und Deutschland begreift nicht, weshalb; es ist der Ueberzeugung, daß der verdamnte Militarismus seine Existenz schützte. Die Welt aber begreift nicht, warum Deutschland auf diesen Glauben kommen mußte.

Die Regierung des Prinzen Max von Baden antwortete, Deutschland sei bereit, alle besetzten Gebiete zu räumen; es habe alle Punkte Wilsons angenommen, auch die Bestimmungen seiner Botschaft vom 8. Januar 1918. Auf die Frage, in wessen Auftrag das Friedensangebot gestellt sei, sagte man: Im Namen des Volkes, der großen Mehrheit des Reichstages und der deutschen Regierung. Um die Räumung durchzuführen, würden irgendwelche Vereinbarungen notwendig sein. Es werde deshalb dem Präsidenten Wilson anheimgestellt, eine gemischte Kommission zur Feststellung dieser Notwendigkeit zu bilden.

Die Antwort Wilsons wurde von den extremsten Faktoren beeinflusst und gebildet. In der Entente-Pressen zirkulierte ein Brief des Prinzen Max an den Fürsten

Alexander von Hohenlohe, worin die Demokratie mehr oder weniger bespöttelt wird. Alle Dementis konnten diese Mißkreditierung des Kanzlers nicht wegwischen. Die Sozialdemokratie verlangt sein Abtreten. Inmitten dieser neuen Kanzlerkrisis demonstrieren die Alldeutschen vor dem Hindenburgdenkmal in Berlin; der „Vorwärts“ wittert einen Staatsstreich. Der Zweifel an der Echtheit der neuen Demokratie regt sich, so lang der Kaiser Kommandogewalt, Kriegserklärungsrecht, Unverantwortlichkeit und das Recht, den Kanzler einzusetzen, besitzt. All dies bedachte Amerika. Zudem wurde in Deutschland geflüstert, der Wortlaut eines Satzes Wilsons übersehen: „Daß keine Rede von Waffenstillstand sein könne, so lange deutsche Truppen in Territorien der Entente stehen.“ Es hatte darum keinen Sinn, die Einsetzung einer gemischten Kommission vorzuschlagen. Wilson hatte dem Sinne nach den Rückzug ohne jede Besprechung verlangt. Die deutsche Forderung mußte demnach als verkappter Versuch, Verhandlungen zu erlangen, aufgefaßt werden. Schwierigkeiten ohne Zahl lagen also schon in Deutschlands schwankender Entwicklung und seiner daraus folgenden, nicht klar genug gefakten,



Ansicht von Budapest mit der Kettenbrücke, von der Terrasse der Hofburg aus.